

# LaG - Magazin

Wohnen und Leben in der DDR  
- Selbstverwirklichung oder Nische?

11/2013

18. Dezember 2013

### Inhaltsverzeichnis

#### Zur Diskussion

Gleichschritt und Eigensinn. Lernpotentiale einer Geschichte des DDR-Alltags.....	5
Gelebte Erinnerungen – Wenn Zeitzeugen von ihrem Leben in der DDR erzählen.....	8
Paradies und Tristesse.....	11
Produktdesign der Planwirtschaft und dessen gesellschaftliche Wirkung.....	14

#### LaG-Material

Wohnen in der DDR – Zwischen Anpassung und Selbstverwirklichung.....	17
--	----

#### Empfehlung Web

Deine Geschichte: Dossier Wohnen.....	19
Leben hinter Mauern – Eine Doppelstunde zu Alltag und Mauerbau in der DDR.....	19

#### Empfehlung Fachbuch

Alltagsgeschichte – Ein Band von Saskia Handro zu SBZ und DDR.....	22
Wohnen für alle – Eine Kulturgeschichte des Plattenbaus.....	23

#### Empfehlung Fachdidaktik

Leben in der Platte – Ein Bildband.....	26
---	----

#### Empfehlung Lernort

Wie wohnt es sich im Sozialismus?.....	28
DDR-Wohnkultur erleben in der Geschichtswerkstatt Gera-Lusan.....	29

#### Empfehlung Spiele

Ein Zugang zu den Berliner Betonerzeugnissen – das Plattenbau-Quartett.....	30
---	----

#### Neu eingetroffen

Reflexion üben – Sammelband zum Unterrichtsthema Staat und Gewalt.....	31
--	----

Liebe Leserinnen und Leser,

vor Ihnen liegt die aktuelle Ausgabe unseres LaG-Magazins, die zugleich die letzte in diesem Jahr ist.

Das titelgebende Thema „Wohnen und Leben in der DDR“ verweist auf den Bereich der Alltagsgeschichte. Deren Behandlung bietet gute, multiperspektivische Annäherungsmöglichkeiten für das Geschichtslernen und die außerschulische historisch-politische Bildung. Zudem ermöglicht ein alltagsgeschichtlicher Zugang eine Beschäftigung mit Widersprüchlichkeiten und Handlungsoptionen, die eine tiefergehende Auseinandersetzung mit der Geschichte der DDR erlauben, als es eine schlichte, normative Verurteilung ermöglicht. Vielmehr werden die Handlungsspielräume, aber auch Zwänge des Lebens in der DDR offengelegt.

*Saskia Handro* zeigt in ihrem Beitrag die didaktischen Potentiale auf, die in der Behandlung des DDR-Alltags im Unterricht liegen, die sich unter anderem aus den Lebenswelt- und Schüler/innenbezügen ergeben.

*Sophia Ihle* reflektiert die Bedeutung der Erzählungen von Zeitzeug/innen über Ihren Alltag in der DDR und weist auf die notwendigen Begrenzungen des menschlichen Gedächtnisses hin.

*Henning Schulze* setzt sich mit den Ambivalenzen der Wohnungsbaupolitik in der DDR auseinander. Als Vergleichsebene dienen ihm Gemeinsamkeiten und Unterschiede des Wohnungsbaus in beiden deutschen

Staaten.

*Christos-Nikolas Vittoratos* befasst sich mit der Entwicklung des Produktdesigns unter den Bedingungen der Planwirtschaft. Er geht der Frage nach westdeutschen Vorbildern nach und verweist auf das Scheitern der Produktentwicklungs- und Vermarktungspolitik.

Das didaktische Material zu dieser Ausgabe hat *Arne Thomsen* erstellt.

Unser herzlicher Dank gilt allen externen Autor/innen, die an diesem LaG-Magazin mitgearbeitet haben.

Bedanken möchten wir uns auch bei allen Projektpartner/innen und – förderern, besonders beim Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge sowie der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und bei allen Kolleg/innen, die uns solidarisch durch das Jahr begleitet haben.

### In eigener Sache

Am 9. Januar 2014 findet um 17.00 unser nächstes Webseminar statt. Als Referenten konnten wir Oliver von Wrochem, Leiter des Studienzentrums der KZ-Gedenkstätte Neuengamme gewinnen. Sein Thema ist die Menschenrechtsbildung in der Gedenkstättenpädagogik. Weitere Informationen finden Sie auf „Lernen aus der Geschichte“ unter [Online Lernen](#). Wegen der Ferien ist es

# Lernen aus der ■ Geschichte ■

Einleitung

bereits jetzt möglich sich anzumelden unter:  
webinar@agentur-bildung.de

Das erste LaG-Magazin im neuen Jahr erscheint am 22. Januar 2014. Es befasst sich mit dem Thema „Italien im Zweiten Weltkrieg“.

Wir wünschen Ihnen allen einen guten Jahresausklang,

Ihre LaG-Redaktion

### **Gleichschritt und Eigensinn. Lernpotentiale einer Geschichte des DDR-Alltags**

Von Saskia Handro

In der Hauptstadt der Erinnerung hat ein neues Museum für „Alltag in der DDR“ seine Pforten geöffnet. Im Osten nichts Neues – könnte man meinen. Bekanntlich ist die ostdeutsche Provinz reich an Reliquiensammlungen der DDR-Alltagskultur. In Berlin gehört ihre Musealisierung und Vermarktung schon längst zur geschichtskulturellen Grundausstattung. Im scheinbaren Gegensatz zur regen Nachfrage steht der kritische Blick auf eine DDR-Alltagskultur, die allenfalls nostalgische Reflexe weckt. Wolfgang Benz konnte bei seinen kursorischen Betrachtungen dem DDR-Alltag im Museum nur einen inszenierten „Unterhaltungswert“ abgewinnen, der vor allem als Gegenpol zum „Schrecken des Gewaltregimes“ funktioniert. In der 2008 fortgeschriebenen Gedenkstättenkonzeption des Bundes wurde der Behandlung von Gesellschaft und Alltag kein eigener Platz eingeräumt (vgl. Sabrow 2007). Der Fokus der Gedenkstättenarbeit sollte sich vielmehr auf Herrschaft und Repression sowie Widerstand und Opposition in beiden deutschen Diktaturen richten und gleichzeitig Teilung und Grenze als Erfahrung der doppelten deutschen Nachkriegsgeschichte im kollektiven Gedächtnis präsent halten. Daher überrascht es nun, dass das Bonner Haus der Geschichte eine weitere Dependance in Berlin eröffnet und damit den „Alltag in der

DDR“ mit dem Gütesiegel historisch-politischer Bildung versieht.

### **DDR-Alltagsgeschichte – ein umkämpftes Feld historisch-politischer Bildung**

Bislang trafen im Spannungsfeld zwischen Aufklären, Verklären und Erklären zwei Positionen aufeinander. Protagonisten politik- und strukturgeschichtlicher Ansätze aber auch Vertreter der DDR-Opposition oder Opferverbände sahen in der gleichrangigen Betrachtung des DDR-Alltags oder in der Diskussion über „Grenzen der Diktatur“ eine Nivellierung des Diktaturcharakters und ihrer Diktaturerfahrungen. Einblicke in die scheinbare Normalität des Alltagslebens würden einen realistischen Blick auf den repressiven Charakter des SED-Staates erschweren. Zugleich schränke man damit im Feld der historisch-politischen Bildung die Möglichkeiten ein, demokratische Grundwerte zu vermitteln und einer diktatorischen Verführung entgegenzuwirken. Es gelte insbesondere die Mythen über die DDR als „soziales Paradies“ zu destruieren und die Bedeutung von Opposition und Widerstand gegen diktatorische Herrschaft zu vergegenwärtigen. Die Ostalgiewelle der 1990er Jahre und Studien zum Schülerwissen und -einstellungen über die DDR verliehen dieser Position Nachdruck (vgl. Deutz-Schroeder/Schroeder 2008).

Zahlreiche Ostdeutsche hielten dagegen, dass ihre biografischen Erfahrungen komplexer und nur schwer mit den ausschließlich dunklen Bildern der Diktatur zu ver-

einbaren seien. Nicht nur angesichts der vielfältigen Erfahrungen, Wahrnehmungen und Erinnerungen plädierten Vertreter sozialhistorischer Ansätze für eine integrale Betrachtung von Herrschaft, Gesellschaft und Alltag. Dauer und Veränderung der DDR ließen sich nicht allein mit der Formel einer durchherrschten Gesellschaft beschreiben. In diesem Zugriff werde die Dichotomie von Regime und Volk überbetont. Gerade im Alltag gewinnen vielmehr die Bindungskräfte einer Diktatur, als widersprüchliche Formen des Arrangierens, des Engagements, aber auch der Verweigerung und des Rückzugs, an Kontur. Herrschaft und Eigen-Sinn seien konstitutiv für die DDR-Gesellschaft, so Thomas Lindenberger (vgl. Lindenberger 1999), und Mary Fulbrook entfaltet, dass erst diese Wechselbeziehungen erhellen, „wie und warum Menschen durch das politische System der DDR eingeschränkt und beeinflusst wurden, es aber gleichzeitig auch aktiv und oft freiwillig mittrugen“ (Fulbrook 2008: 28).

### DDR-Alltag im Unterricht

Das Thema DDR-Alltag ist frühzeitig in Schulbüchern und zahlreichen Unterrichtsmaterialien aufgegriffen worden, vor allem weil es einen Lebenswelt- und Schülerbezug ermöglicht. Mittlerweile findet man von Urlaub, Konsum, Sport über Arbeit oder Wohnen ein breites Spektrum thematischer Zugriffe. Im Sinne exemplarischer Einblicke in das Beziehungsgefüge von Herrschaft und Alltag lassen sich hinsichtlich der Lernpotentiale drei Typen der Darstellung unterscheiden:

Erstens dient die Darstellung des Alltags der Illustration struktureller Phänomene diktatorischer Herrschaft. Dieser Zugriff unterstreicht, wie das politische System weite Bereiche des Alltagslebens steuerte, kontrollierte, individuelle Freiheiten einschränkte, und dass seine Bspitzelung auch vor der Privatsphäre nicht Halt machte. In dieser Perspektive wird die Auswirkung politischer Maßnahmen als Top-Down-Modell beschrieben, aber aufgrund der Dichotomie von SED und Volk gewinnen Menschen als handelnde Subjekte kaum an Kontur.

Ein zweiter Typus wirft die Frage nach den Wechselbeziehungen zwischen Herrschaftsanspruch und Alltagserfahrungen auf, um gleichrangig das Integrations- und Konfliktpotential im Bereich des Alltäglichen zu erklären. Der Widerspruch zwischen der Vision einer egalitären Gesellschaft, dem Versprechen auf ein besseres Leben und der Alltagswirklichkeit gewinnt hier als Antrieb für Veränderungen an Profil. So provozierten allgegenwärtige Einschränkungen der Grundrechte wie der Reisefreiheit, aber auch Engpässe und Ungleichheiten wie in der Verteilung von Konsumgütern oder Wohnraum Protest, Loyalitätsverlust und Nischenwirtschaft. Das politische System verlor so nicht nur an Legitimität, sondern reagierte auch mit wirtschafts- und sozialpolitischen Maßnahmen auf Probleme des Alltags, um seinen Herrschaftsanspruch zu sichern.

Ein dritter Typus vergegenwärtigt die widersprüchlichen und auch individuell bzw. gruppengebunden unterschiedlichen

Erfahrungen und Erinnerungen an den DDR-Alltag – zwischen glücklicher Jugend, aktiver FDJ-Arbeit, jugendlicher Subkultur und politischer Jugendopposition. Gerade durch diese exemplarischen Fallanalysen wird das Bild einer homogenen Gesellschaft differenziert – durch Betrachtung unterschiedlicher politischer, sozialer, aber auch religiöser Milieus, durch den Vergleich generationeller Prägungen von Aufbau- und ausschließlich DDR-sozialisierter Generation, durch lokalgeschichtliche Zugänge oder durch Untersuchung biografischer Einzelfälle, die für widersprüchliche Erfahrungen in unterschiedlichen Bereichen des Alltagslebens sensibilisieren. Insbesondere dieser Vergleich unterschiedlicher Alltagserfahrungen und pluraler, aber auch kontroverser Deutungen und Erinnerungen regt die Diskussion von subjektgebundenen Motiven und Handlungsspielräumen an und fordert Schülerinnen und Schüler zur eigenständigen Urteilsbildung heraus.

DDR-Alltag als Gegenstand historischen Lernens bedeutet somit nicht den Abschied von einer Herrschafts- und Oppositionsgeschichte oder ein Weichzeichnen der Diktatur. Vielmehr erhellt der mikrogeschichtliche Zugriff widersprüchliche Formen der Aneignung des Politischen als integrale Phänomene und dynamische Faktoren der DDR-Gesellschaft. Vor allem mit den beiden letztgenannten Typen können nicht nur Struktur, Dauer und Untergang der zweiten deutschen Diktatur erklärt, sondern auch vergleichende Perspektiven zum Alltagsleben in demokratischen Gesellschaften

eröffnet werden, ohne auf der Ebene einer vielfach kritisierten statischen Kontrastgeschichte zu verharren.

### Literatur:

Monika Deutz-Schroeder/Klaus Schroeder: Soziales Paradies oder Stasi-Staat? Das DDR-Bild – ein Ost-West-Vergleich. München 2008.

Mary Fulbrook: Ein ganz normales Leben. Alltag und Gesellschaft in der DDR. Darmstadt 2008.

Saskia Handro: Alltagsgeschichte. Alltag, Arbeit, Politik und Kultur in der DDR. Fundus – Quellen für den Geschichtsunterricht. Schwalbach/Ts. 2004.

Saskia Handro: DDR-Geschichte unterrichten - aber welche? In: Geschichte lernen 19(2006) H. 111, S. 2-7.

Thomas Lindenberger (Hrsg.): Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR. Köln u.a. 1999.

Martin Sabrow u.a. (Hrsg.): Wohin treibt die DDR-Erinnerung? Dokumentation einer Debatte. Bonn 2007.

#### Über die Autorin

Prof. Dr. Saskia Handro hat seit 2006 den Lehrstuhl für Didaktik der Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der historischen Lehr- und Lernforschung an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster inne.

### Gelebte Erinnerungen – Wenn Zeitzeugen von ihrem Leben in der DDR erzählen

Von Sophia Ihle

„In der DDR gab es ja keine Arbeitslosigkeit“. Unser Gespräch hatte eine Wendung genommen. Es ging plötzlich nicht mehr um das Leben der Zeitzeugin, sondern um meines – oder besser – um das meiner Generation. „In Ihrem Alter hatte ich ja bereits zwei Kinder und musste mir keine Sorgen machen, wie ich sie ernähre.“ Ich zögerte. „Sie tun mir leid. Die jungen Leute heute haben es wirklich schwer“, fügte die Zeitzeugin abschließend hinzu und schien zufrieden.

Dass es keine Arbeitslosigkeit in der DDR gab, stimmt so nicht. Genauso wenig stimmt es, dass es keine Obdachlosen gab. Und obwohl sich die DDR als antifaschistischer Staat bezeichnete, gab es auch Nazis und rassistisches sowie antisemitisches Gedankengut. Immer wieder höre ich von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen Sätze, die aus historischer Perspektive faktisch nicht wahr sind. Es ist wichtig, diese Unwahrheiten als Zuhörer\*in zu erkennen und einordnen zu können, ebenso wichtig ist es aber, die Erzählungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen als deren Erinnerung und Interpretation ernst zu nehmen. Wenn Zeitzeuginnen und Zeitzeugen erzählen, erfährt man, wie das Leben in der DDR tatsächlich war: ganz individuell und subjektiv, aber detailreich, wie es kein Geschichtsbuch vermag.

„Jeder Bürger der Deutschen Demokratischen Republik hat das Recht auf Arbeit“, garantierte die Verfassung der DDR in Artikel 24 Abs. 1. Tatsächlich war die Zahl der Arbeitslosen gering. „Ich konnte zwar nur zwischen zwei Berufen wählen, aber ich hatte immerhin Arbeit“ fuhr die Zeitzeugin in dem Gespräch fort. Sie erwähnte dabei nicht, was es für den Einzelnen bedeutete, wenn die Aufnahme in die Abiturstufe verweigert und stattdessen nur eine Facharbeiterausbildung in einem Bergbaubetrieb möglich war. Die Verfassung garantierte zwar das Recht auf Arbeit, aber sie machte Arbeit auch zur Pflicht. Das Strafgesetzbuch der DDR sah für Menschen, die sich weigerten ihrer Pflicht zur Arbeit Folge zu leisten, Sanktionen vor. Keiner regelten Arbeit nach zu gehen, trotz arbeitsfähig zu sein, wurde als besonders verwerflich angesehen. Es bedeutete, dass man „asoziales Verhalten“ an den Tag legte. Und das sollte durch Gefängnisstrafen oder den Aufenthalt in Erziehungsanstalten bestraft und korrigiert werden.

Der Begriff des „asoziales Verhaltens“ war nicht nur rechtlich manifestiert, sondern auch in den Köpfen vieler Menschen fest verankert. „So jung, so dreckig“ wurde eine andere Zeitzeugin von Nachbarn beschimpft, weil sie sich gegen die Wohnraumlentung des Staates widersetzte und für sich und ihren Sohn eine leer stehende Wohnung gesucht hatte. Eigentlich sollten die beiden sich mit noch einer weiteren Person ein Zimmer in der elterlichen Wohnung teilen. Weil sie jung und unverheiratet war, stand



ihr kein Recht auf eine eigene Wohnung zu.

Wer in der DDR eine Wohnung mieten wollte, musste sich von der zuständigen Stadt- oder Kreisbehörde eine Wohnung zuteilen lassen. Wohnraum jedoch war knapp, sodass Wohnungen nur unter bestimmten Voraussetzungen zugewiesen wurden. Wer jung, unverheiratet und sich eventuell noch in der Ausbildung befand, hatte kaum eine Chance. Dies wollten viele nicht hinnehmen. Sie suchten in Altbauten und Abrisshäusern leer stehende Wohnungen, um diese auf eigene Faust und damit illegal zu beziehen.

Die SED-Regierung verfolgte in den 1960er und 1970er Jahren umfangreiche Wohnungsbauprojekte. Wohnungen in den modernen Plattenbausiedlungen waren begehrt. Sie verfügten über ein Bad, eine Einbauküche, Fernwärme, fließend Wasser, Thermofenster u.v.m. Doch sie waren rar. Der Wohnungsnot und den beengten Wohnverhältnissen auf der einen Seite standen die vielen leer stehenden Altbauten in den Städten gegenüber, die nicht saniert wurden.

Während der 1970er Jahre stieg die Zahl derer, die schwarz wohnten, drastisch an. Vor allem in den Berliner Stadtteilen Prenzlauer Berg und Friedrichshain, aber auch in anderen Städten wie Leipzig und Halle war diese ordnungswidrige Lebensform bald keine Seltenheit mehr. Wohnungssuchende schauten, wo keine Vorhänge mehr in den Fenstern hingen, fragten Freunde oder andere Hausbewohner nach unbewohnten Räumen. Mit einem Dietrich wurden die

Türschlösser geknackt und die neue Wohnung zu dem eigenen, ganz individuellen Freiraum erklärt.

Selten hatte das Besetzen der Wohnungen eine politische Dimension. Vielmehr vollzog sich der illegale Einzug im Stillen, es wurde nur wenig Aufhebens gemacht. Die meisten zahlten Miete, denn es hatte sich gezeigt, dass eine Duldung seitens der Wohnungsbehörden leichter zu erwirken war, wenn regelmäßig (oft anonym) Geld gezahlt wurde. „Wer erwischt wurde, hat sich eben eine neue Wohnung gesucht“, erklärte mir ein Zeitzeuge. „Wir haben die Wohnungen instandbesetzt. Wir waren nicht wie die Hausbesetzer im Westen, wir haben ja nicht gegen den Leerstand oder das Spekulantentum protestiert. Wir wollten alleine und unabhängig sein. Wir wollten unseren Freiraum.“

Nach Freiräumen sehnten sich viele. Nicht nur durch das Instandbesetzen von Abrisshäusern, sondern auch durch nonkonformistische Kunst und Musik. Das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) bezeichnete Jugendliche, die durch ihre Kleidung, ihr Verhalten oder ihre Musik auffielen als „rowdyhaft“ und „negativ-dekadent“. Im Jugendgesetz der DDR von 1974 wurde festgelegt, was von den Jugendlichen erwartet wurde: „Aufgabe jedes jungen Bürgers ist es, auf sozialistische Art zu arbeiten, zu lernen und zu leben, selbstlos und beharrlich zum Wohle seines sozialistischen Vaterlandes...“. Geforderte Eigenschaften waren dabei vor allem Ausdauer und Disziplin, Zielstrebigkeit und Leistungsfähigkeit. Wer

den Anforderungen nicht entsprach, wurde „politisch-operativ bearbeitet“. Das „gesellschaftswidrige Auftreten und Verhalten negativ-dekadenter Jugendlicher, besonders sogenannter Punkter“ sollte, wenn nötig, durch Strafmaßnahmen unterbunden werden. Durch den Einsatz von Inoffiziellen Mitarbeitern des MfS erhöhte sich der repressive Druck auf die Jugendlichen. Viele, die anfangs in erster Linie den individuellen Ausdruck gesucht und gegen vorgeschriebene Lebensentwürfe protestieren wollten, begannen sich zu politisieren. Dabei ging das politische Spektrum weit auseinander. Menschen, die mit den staatlichen Reglementierungen nicht einverstanden waren und sich widersetzen, wurden verfolgt, diskreditiert und als „asozial“ bestraft. Ihr Ausdruck der Nonkonformität mit einer Gesellschaft, die sich über staatliche Zwänge definierte, erweckte stärker das Interesse der Staatssicherheit als Rechtsradikale, die offen und aggressiv ihre faschistische Weltanschauung demonstrierten. Die DDR erklärte sich selbst als antifaschistisch. Gewalt verherrlichende, rassistische und antisemitische Handlungen von Rechtsradikalen wurden lange Zeit ignoriert oder offen toleriert.

Wenn Zeitzeugen erzählen, erzählen sie aus ihrer Lebenswelt von damals und vor allem erzählen sie aus ihren Erinnerungen. Dabei unterliegen diese Erinnerungen einer individuellen und emotionalen Reflexion und der zeitliche Abstand verändert das Bild der Vergangenheit. Das menschliche Gehirn verdrängt, es verharmlost oder übertreibt und manchmal vergisst es gar das Erlebte.

Doch die Erinnerungen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen sind wertvoll. Was bedeutete es für die Menschen in der DDR ganz persönlich, wenn sie eine Arbeit zugewiesen bekamen, die sie nicht leisten wollten oder konnten? Wie fühlte es sich an, illegal eine Wohnung zu beziehen oder ein Punkkonzert zu organisieren? Erst durch die Gespräche mit Zeitzeugen können die erlebten Erinnerungen für uns heute lebendig und Geschichte nachvollziehbar werden.

### Über die Autorin

Sophia Ihle hat Germanistik und Soziologie studiert. Von Mai 2012 bis Dezember 2013 hat sie das Zeitzeugenbüro der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur betreut. Ab Dezember 2013 ist sie bei der Hertie School of Governance tätig.

### Paradies und Tristesse

Von Henning Schulze

Um einen Eindruck vom Zustand ostdeutscher Innenstädte in den letzten Jahren der DDR zu bekommen, empfiehlt sich ein Blick auf die Arbeiten von Helga Paris. Für ihre Serie „Häuser und Gesichter“ hatte die Fotografin zwischen 1983 und 1985 Menschen und Gebäude in Halle an der Saale portraitiert. Paris begegnete ihrem Gegenstand fasziniert und unpräventiös. Vielleicht gerade deshalb sind die Schwarz-Weiß-Aufnahmen der heruntergekommenen Straßenzüge unter einem diesigen Himmel an Tristesse und Düsternis kaum zu übertreffen. Im Vorwort des Katalogs hieß es 1986: „Die Stadt ist grau, die Luft schwer, der Fluß dunkel. Die Menschen haben andere Furchen im Gesicht, einen anderen Ausdruck.“ Diese Aussage und die Bilder, auf die sie sich bezog, ließen sich ohne weiteres auf die ganze DDR übertragen. Die Schwerindustrialisierung des Landes hatte an Umwelt und Menschen deutliche Spuren hinterlassen und als Reaktion auf den augenfälligen Raubbau an natürlichen und menschlichen Ressourcen formierten sich allerorten Umweltgruppen als wichtige Keimzelle der Oppositionsbewegung. Obwohl man Paris zunächst hatte gewähren lassen, wurde die Ausstellung 1986 verschoben und 1987 schließlich untersagt. Ob beabsichtigt oder nicht – unbestreitbar hatten die Arbeiten der Künstlerin, indem sie einen Wohn- und Lebensalltag in der DDR im Kontrast zur offiziellen Bildsprache doku-

mentierten, eine politische Dimension: Vom Aufbruchspathos und Glücksversprechen des sozialistischen Staates war hier nichts mehr zu sehen, vielmehr scheint die dystopische Romantik der Bilder aus heutiger Sicht das Ende der DDR vorweg zu nehmen.

Für Halle war das besonders zutreffend, denn ab Mitte der 1960er Jahre war hier mit der „Sozialistischen Chemiarbeiterstadt“ Halle-Neustadt eines der prestigeträchtigen Bauprojekte der noch jungen DDR begonnen worden. Innerhalb kürzester Zeit sollten in Halle-Neustadt moderne Wohnungen und Infrastruktur für über 100.000 Menschen entstehen, als Demonstration der Leistungsfähigkeit des sozialistischen Städtebaus. Dieser orientierte sich zunächst an den Leitbildern des Neuen Bauens und der städtebaulichen Moderne. Die alten, planlos gewachsenen Industriestädte mit ihren engen und segregierten Wohnquartieren galten als überkommen; demgegenüber wurde unter der Formel „Licht, Luft und Sonne“ eine moderne, funktional nach Wohnen und Arbeit getrennte Stadtgestalt postuliert. Angesichts der durch den Krieg weitgehend zerstörten Innenstädte sahen Architekten und Stadtplaner (1: Insbesondere in den 1950er und 60er Jahren waren die entsprechenden Berufszweige männlich dominiert.) in Ost und West die historische Chance gekommen, diese Pläne radikal zu verwirklichen. Die Gemeinsamkeiten zwischen DDR und BRD waren dabei anfangs beträchtlich: In beiden Staaten hatte das schnelle Schaffen von Wohnraum Priorität vor der Sanierung und Rekonstruktion der Altbausubstanz.

Um Platz für den rasant wachsenden Autoverkehr zu machen, wurden hier wie dort Schneisen durch die Altstädte geschlagen und beim Bau waren Typisierung und Norm gleichermaßen en vogue.

Die fundamentalen Unterschiede der gesellschaftlich-ökonomischen Systeme hatten freilich ihren Einfluss auch auf die Form des Bauens: Politisch herrschte in der DDR das Primat zentraler Steuerung und Kontrolle, während in der BRD die Entscheidung über die Gestalt der Städte weitgehend Gegenstand von Aushandlungsprozessen auf kommunaler Ebene war. Dieser Unterschied war auch ökonomisch bedeutsam. Anders, als im Westen wurden in der DDR alle am Bau beteiligten Berufszweige und Gewerke in Großbetrieben zusammengefasst und privates Bauen blieb die Ausnahme. Die Kombination mit planwirtschaftlichen Steuerungsmethoden sorgte für eine immer mehr quantitativ ausgerichtete Bauwirtschaft, der sich Stadtplanung und Architektur unterzuordnen hatten. Das Dogma der Typisierung erreichte mit der „Wohnungsbauserie 70“ in den 1970er Jahren ihren Höhepunkt, in allen Städten der DDR wurden nunmehr die immer gleichen rechtwinkligen Block-Lücke-Anordnungen mit einander bis aufs Haar gleichenden Wohnungen gebaut. Der Neubau hatte in der DDR bis zuletzt Priorität. Insgesamt entstanden bis 1989 rund 2 Millionen Wohnungen in Plattenbauweise für rund ein Drittel der DDR-Bevölkerung. Die hoch gesteckten Ziele der verschiedenen Wohnungsbauprogramme wurden dabei nie erreicht. An Wohnraum herrschte stets

Mangel, insbesondere in den begehrten Neubauwohnungen mit fließend warmem Wasser und Zentralheizung, in der DDR bis zuletzt kein selbstverständlicher Standard.

Ein dritter wichtiger Unterschied war ein ideologischer: In der DDR galt Stadt nicht nur als Gestaltungsraum sondern als Gestaltungsmittel im Sinne eines ausgreifenden pädagogischen Impetus', einer „Emanzipation von oben“. Insbesondere die so genannten Neuen Städte wie die Chemiarbeiterstadt waren konzipiert für die fließbandmäßige Produktion sozialistischer Normbiografien bei systematischer Verhinderung von Abweichungen. Von den täglichen Wegen über das Bildungsangebot, den Wohnungseinrichtungen bis hin zur Kunst war nahezu jeder Aspekt des städtischen Lebens mit einem offiziellen Deutungsangebot versehen worden. In einer Verbindung aus Mangelverwaltung und zentralisierter Wohnraumvergabe realisierte sich zumindest im Plattenbau eine egalitäre Gesellschaftsvision – Wohnen war hier nicht mehr anhand sozialer Kriterien wie Einkommen oder Klasse organisiert. Gleichzeitig war jedoch auch die Teilhabe an der Gemeinschaft des Plattenbaus an Auflagen gebunden: Erstens war sie homogen deutsch, die einzig nennenswerten nichtdeutschen Bevölkerungsgruppen waren entweder kaserniert, wie die so genannten Russen, oder wurden in Wohnheimen verwahrt. Zweitens war Heterosexualität und entsprechende Reproduktionsbereitschaft ein Kriterium: Die Ein- oder Zwei-Kind-Familie war in der DDR gesellschaftliche Norm; Eheleute mit

Kindern wurden bei der Wohnungsvergabe bevorzugt und der staatliche Wohnungsbau hatte einen deutlichen Schwerpunkt auf Zwei- beziehungsweise Dreiraumwohnungen. Drittens hatte man sich politisch wenigstens unauffällig zu verhalten und viertens war es wichtig, produktiv zu arbeiten oder solches zumindest glaubhaft geltend zu machen. Neben dem Familienstand war die betriebliche Zugehörigkeit ein entscheidendes Kriterium bei der Wohnungsvergabe; häufig verfügten Betriebe über eigene Wohnungskontingente.

Parallel wurde die Altbausubstanz in den Städten und Dörfern – wo nach wie vor der Große Teil der Bevölkerung lebte – eher notdürftig und unter immensem individuellem Einsatz saniert und entstand gehalten. Auch scheiterte hier der Anspruch des Staates weitgehend, den gesamten Wohnraum zentral zu erfassen und zu verteilen. In den Großstädten der DDR war das „Schwarzwohnen“, die illegale Praxis des Wohnungsbezugs an den Vergabestellen vorbei, ab den 1980er Jahren weit verbreitet. Bezeichnender Weise flüchteten sich vor allem Teile der im Plattenbau aufgewachsenen Generation aus dem Paradies der sozialistischen (Vor-) Städte in die Tristesse und Zumutung der Altbauten. Neben der Enge der Wohnungen und der prekären Wohnungssituation dürfte auch die Suche nach sprichwörtlichen Freiräumen – wie sie in den verwinkelten Straßen und Hinterhöfen der Altstädte eher zu finden waren, als zwischen den Neubaublocks – ein Kriterium für diese Bewegung gewesen sein.

Die dramatische Abwertung der Wohnweise im Plattenbau nach 1989/90 darf dabei nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Neubauwohnung in der DDR zugleich Privileg und Objekt des Begehrens gewesen und für einen guten Teil seiner Bewohnerinnen und Bewohner auch geblieben ist. Dabei spielen nicht nur Nostalgie und die Verteidigung historischer Arrangements eine Rolle. Die Formel des Plattenbaus, auf ihren pragmatischen Kern reduziert, könnte in etwa lauten: Bescheidener Komfort für viele zu moderaten Preisen. Angesichts steigender Mietpreise und drängender sozialer Fragen rund um die Wohnungspolitik, erscheint sie heute aktueller denn je. Man muss diesen Umstand nicht mögen. Es wäre jedoch borniert, ihn nicht zur Kenntnis zu nehmen.

#### Über den Autor

Henning Schulze studierte Mittlere und Neuere Geschichte, Politik- und Religionswissenschaften in Leipzig. Er war zwischen 2006 und 2010 als studentischer, zuletzt als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung (HoF) Halle-Wittenberg tätig. Seit 2011 arbeitet er als Promotionsstipendiat der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur an einer Dissertation zum Thema.

### Produktdesign der Planwirtschaft und dessen gesellschaftliche Wirkung

Von Christos-Nikolas Vittoratos

Immer wieder wird diskutiert, ob Erzeugnisse der DDR ein eigenes Design hätten, das sie etwa von denen der Bundesrepublik grundlegend unterscheidet. Tatsächlich haben unterschiedliche wirtschaftliche und soziale Bedingungen zu einer abweichenden Produktkultur geführt, andererseits verblüffen die Erzeugnisse durch eine Gemeinsamkeit zum westdeutschen Design, die sich nicht durch ein Abkupfern erklärt, sondern in den gemeinsamen Wurzeln und Vorbildern, sowie eines Austauschs etwa durch Fachpublikationen oder dem Warenverkehr.

In der DDR genoss das Design eine besondere Anerkennung die so weit reichte, dass selbst freiberufliche Industriedesigner akzeptiert wurden und bedeutende Aufträge staatlicher Unternehmen bekamen, die selbst große Investitionsgüter umfasste. Bereits seit den 1950er Jahren wurde als staatliche Mustersammlung die „Sammlung Industrielle Gestaltung“ gepflegt. Diese befindet sich heute im Bestand der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland.

In der Tradition des Bauhauses und im Glauben an den Funktionalismus berief man sich in beiden Teilen Deutschlands auf die gleichen Vorbilder, obwohl sich der berufliche Alltag der Designer wesentlich unterschied: Während westdeutschen Designern

meist der Zugang zur Industrie verwehrt blieb, mühten sich ihre ostdeutschen Kollegen mit der ausbleibenden Realisierung der Entwürfe ab. Auch waren ostdeutsche Entwerfer nicht dem wirtschaftlichen Druck ausgesetzt, modische marktgerechte Produkte zu entwerfen, sofern sie es nicht vertreten konnten: Beispielsweise war Chrom unter Automobildesignern in den 1960er Jahren als Blendmaterial verpönt, aber das Weglassen aus Repräsentationswünschen der Kundschaft nicht umsetzbar. In der DDR konnte jedoch gemäß dem Wunsch der Designer ein Mittelklassewagen ohne jeglichen Chromzierrat realisiert werden.

Vorbilder ostdeutscher Designer waren naturgemäß hochpreisige westdeutsche oder skandinavische Produkte, die sich (was offenbar nicht beachtet wurde) an eine akademisch-wohlhabende Klientel wandten. Der westeuropäische Arbeiter träumte jedoch nicht von minimalistischen Hi-Fi-Geräten von Braun oder Bang & Olufsen, sondern von Radios der Firmen Grundig oder Saba, die mit Holzimitat und Goldleisten für wohnliche Behaglichkeit sorgten. Folglich mussten die minimalistischen Geräte in der DDR der dortigen Arbeiterschaft als ärmlich erscheinen, und gepaart mit einer wechselhaften Qualität dann als Mangelprodukte. Einige Produkte bekamen daher spöttische Spitznamen, wie ein funktionalistisches Radio der Firma Stern-Berlin, das „Grubenlampe“ genannt wurde.

Nicht nachvollziehbar erscheint, wie ein Staat, der nach internationaler Anerkennung lechzte, bei internationalen (oder

westdeutschen) Designpreisen keine Produkte zur Auszeichnung einreichte – viele Produkte hatten das Potential ausgezeichnet zu werden. Es gab nur den nationalen „Designpreis der DDR“, der sich strikt auf die einheimische Produktion beschränkte.

Besonders in der Frühzeit der DDR existierten noch viele innovative Kleinbetriebe, die vornehmlich im Elektrogerätebau beeindruckende Produkte auf den Markt gebracht hatten, wie etwa den Acosta „Partygrill“, den Sichtglas-Toaster „Lava“ oder von der Otto Bengtson KG den ersten Kaffeefullautomaten der Welt. Nach Verstaatlichung dieser Betriebe stellte sich meist die Innovation ein, zusätzlich wurden von übergeordneten Stellen unwirtschaftliche Produktvorgaben diktiert. So wurden Perkolator-Kaffeemaschinen (Dampfdruck-Prinzip) in großen Mengen produziert, obwohl Filterkaffeemaschinen beliebter und billiger in der Produktion waren.

Die Unzufriedenheit der Bevölkerung führte zu einer Konsumgüterinitiative, bei der Großbetriebe angesetzt wurden Konsumgüter zu produzieren, die dann unter gemeinschaftlichen Warenzeichen vermarktet wurden. Marken wie AKA electric oder Robotron vereinten unterschiedliche Produkte unterschiedlicher Qualität, manchmal extrem ähnliche Produkte und was noch schlimmer war, regelrecht unnütze Entwicklungen, deren Existenz wohl darin begründet war, ein Produkt auf den Markt zu bringen, nur weil es noch nicht existierte, beispielsweise einen robusten und

leistungsfähigen Gyrosgrill - jedoch für den Haushalt. Einige dieser Produkte wurden in westdeutschen Kaufhäusern angeboten, aber nicht als Erzeugnisse der DDR-Marken, sondern als niedrigpreisige Hausmarke. Um eine nachhaltigere Vermarktungsstrategie hatte sich der Devisen-hungrige Außenhandel der DDR offenbar nicht bemüht.

Das bis auf Dresden nahezu überall empfangbare Westfernsehen und seine Werbung weckten in der Bevölkerung Begehrlichkeiten an Produkten, die nicht zu befrieden waren, sodass die DDR einerseits Westprodukte importieren musste, oder diese in Lizenz der Westmarken als scheinbare Westprodukte produzierte und die Lizenzgebühren dann in Warenlieferungen bezahlte (sog. „Gestattungsproduktion“). Investitionen in die eigene Fahrzeugindustrie stellte man fast vollständig ein und begann sogar mit dem Import von westeuropäischen Autos. Die Lizenzfertigung eines VW-Motors für die chronisch veralteten eigenen Fahrzeugmodelle erwies sich im Nachhinein gar als teurer, als einen eigenen selbst entwickelt zu haben.

Die DDR hatte es geschafft, mit einer weitreichenden Designpolitik gut gestaltete Produkte in jeden Haushalt zu bringen, eine gescheiterte Produktentwicklungs- und Vermarktungspolitik konnte dadurch aber eher begleitet als verhindert werden. Der Run auf westdeutsche Einzelhandelsgeschäfte nach der Maueröffnung war weniger ein Hunger nach Demokratie, sondern nach der Selbstbestimmtheit des Konsumenten, die sich etwa in dem damaligen Spottvers widerspie-

gelt „Ein Volk steht auf und geht zu Aldi“. Auch gutes Design bedarf Alternativen und Abgrenzungen, die wohl nie in der DDR vorgesehen waren.

Im Nachhinein aus heutiger Sicht wirken überdurchschnittlich viele Produkte der DDR als designorientierte Gegenstände sehr vornehm elegant oder wecken nostalgische Gefühle. Man darf aber auch nicht vergessen, in welcher Ineffizienz und Durchschnittlichkeit sie gefertigt wurden und wie veraltet sie häufig schon zu Bauzeiten gewesen sind.

#### Über den Autor

Christos-Nikolas Vittoratos (\* 1980) studierte Industriedesign in Offenbach und promovierte 2012 in Wien. Er ist als Designer, Designtheoretiker und Dozent tätig.



## Wohnen in der DDR – Zwischen Anpassung und Selbstverwirklichung

Von Arne Thomsen

Der Zweite Weltkrieg hinterließ enorme Schäden an der Bausubstanz in Deutschland. Zudem mussten Millionen Vertriebene aus den Ostgebieten in die Besatzungszonen integriert werden. Nach einer Übergangsphase unter alliierter Verwaltung wurde der Wohnungsmarkt nicht liberalisiert wie in der BRD, sondern wurde behördlich organisiert. Die Wohnungsnot blieb trotzdem ein ständiger Begleiter der Lebensumstände in der DDR. Für die Zuweisung einer Wohnung sollte vor allem die Bedürftigkeit die ausschlaggebende Rolle spielen. Dabei waren vor allem der Kinderreichtum junger Familien und besondere Leistungen Werktätiger die entscheidenden Kriterien.

Nachdem der Mangel an Wohnungen Anfang der 1970er Jahre noch nicht behoben war, verabschiedete im Juli 1971 der 8. Parteitag der SED auf Betreiben Erich Honeckers, des neuen „starken Manns“ in der Parteiführung, ein ambitioniertes Wohnungsbauprogramm als neues Kernstück der staatlichen Sozialpolitik. Es sollten bis 1990 drei Millionen neuer Wohnungen errichtet und damit gleiche Lebensbedingungen geschaffen werden.

Die Neubauten waren zu 95% Plattenbausiedlungen. Sie waren auf neuestem ostdeutschen Stand, während die Altbauten vernachlässigt wurden. Die festgesetzten Mietpreise lagen bei einer Mark pro Qua-

dratmeter und damit bei einem Bruchteil der tatsächlichen Kosten. Sie beanspruchten nur 2,6 – 4% des Einkommens und galten deswegen auch als zweites Gehalt. Für private Wohnungseigentümer blieben dagegen folglich kaum Mittel für Reparaturen oder Renovierungen ihrer Altbauten übrig. Der Verfall der Vorkriegsarchitektur war teilweise so drastisch, dass die Bevölkerung über „Ruinen schaffen ohne Waffen“ spottete. Die alte bürgerliche Gesellschaft sollte durch neue sozialistische Wohngebiete mit billigem Wohnraum für alle überwunden werden. Komfort wie fließendes warmes und kaltes Wasser, Zentralheizung, Innen-WC, Badewanne und die gute soziale Infrastruktur in der Trabantenstadt waren ausschlaggebend dafür, dass 1990 ein Drittel der DDR-Bürger in den sogenannten „Arbeiterschließfächern“ wohnten.

Die zur Verfügung stehenden Wohnungseinrichtungen waren normiert, gleichförmig funktional und zentral produziert. Von 612 Möbelfabriken 1956 waren dreizehn Jahre später nur 18 übrig geblieben; 1986 gab es sogar nur noch fünf. Baustoffe zum Selbermachen waren nur schwer aufzutreiben, Nachbarschaftshilfe ersetzte teilweise fehlende Bauhandwerker und Elektriker. Um den beengten Wohnverhältnissen zu entfliehen, bot sich ein Gartenhaus auf dem Land an. So eine eigene Datsche war aufgrund ihrer baulichen Voraussetzungen unter der „Marke Eigenbau“ als Nische und zum Werkeln zumeist besser geeignet als die Wohnung im standardisierten Plattenbau, die nur wenige Gestaltungsspielräume zuließ.

# Lernen aus der ■ Geschichte ■

LaG-Material

Anhand unterschiedlicher Quellentypen, die über das Internet einsehbar sind, sollen Fragen zum Thema beantwortet werden.

Eine Datei mit didaktischen Materialien und Arbeitsvorschlägen finden sie unter „Download“.

## Über den Autor

Dr. Arne Thomsen ist freier Historiker und lebt in Bochum.

E-Mail: arne.thomsen@gmx.de

### Deine Geschichte: Dossier Wohnen

Auf dem Webportal von Deine Geschichte findet sich ein Dossier, welches sich mit dem Thema Wohnen in der DDR auseinandersetzt. Das Dossier thematisiert die staatliche Wohnraumlentung und setzt einen Schwerpunkt auf das sogenannte Schwarzwohnen. Auf vier Unterseiten werden Videoreportagen, Audiointerviews und Texte zur Thematik angeboten.

Ein kurzer „Einführungstext: Schwarzwohnen in der DDR“ von Sophia Ihle, die auch die Interviews in den Reportagen geführt hat, gibt einen Überblick zu dem Phänomen. Der Beitrag grenzt das sogenannte Schwarzwohnen, bei dem die staatliche Wohnraumlentung zwar umgangen wurde, die Bewohner/innen jedoch mehrheitlich Miete zahlten, um von den Behörden geduldet zu werden, gegenüber dem westlichen Phänomen der Hausbesetzungen ab. Die DDR-eigene Form der Wohnungsbesetzungen resultiert aus den langen Wartezeiten nach staatlichen Vergabeplänen, nach denen die Behörden bestimmten, wer ein Anrecht auf Wohnraum hat. Nach Angaben des Historikers Udo Grasshoff war das Schwarzwohnen ein Massenphänomen, das sich in Größenordnungen von mehreren zehntausend solcher stillen Besetzungen äußerte.

In der Videoreportage „Schwarzwohnen in der DDR. Zwischen anarchistischer Gegenkultur und bürgerlicher Selbsthilfe“ kommt Cornelia Wendt zu Wort, die Anfang der 1980er Jahre in Berlin-Adlershof eine

Wohnung aufbrach und dort mit ihrem neugeborenen Sohn lebte.

Ein weiterer Wohnungsbesetzer, Friedrich Bucholz, damals Berlin-Prenzlauer Berg, kommt in einem weiteren Interview zu Wort. Er schildert seine Motivation, Umstände und Risiken des sogenannten Schwarzwohnens.

Der vierte Beitrag des Dossiers greift das Leben im Plattenbau auf. In Straßeninterviews äußern sich Bewohner/innen der „Platte“ und blicken zurück auf das Wohngefühl in den Neubauten der DDR.

Die kurzen Filme und Texte eignen sich für eine multiperspektivische Thematisierung von Alltagsgeschichte in der DDR und sind sehr gut für den Einsatz im Unterricht geeignet.

---

### Leben hinter Mauern – Eine Doppelstunde zu Alltag und Mauerbau in der DDR

Die Webseite [4teachers.de](http://4teachers.de) stellt Unterrichtsmaterialien sowie praxis-orientierte Hinweise von und für Lehrer/innen und Pädagog/innen kostenlos zur Verfügung. Das Portal profitiert von der Berufserfahrung seiner Mitglieder. Entsprechend direkt lassen sich die Vorschläge in den alltäglichen Unterricht überführen.

Unter dem Titel „DDR: Mauerbau und Alltagskultur“ wird ein Unterrichtsverlauf für die Sekundarstufe II vorgeschlagen, anhand dessen die Schüler/innen einen Einblick

# Lernen aus der

## ■ Geschichte ■

in den historischen Verlauf des Mauerbaus, dessen Darstellung durch das DDR-Regimesowie Eindrücke aus der Bevölkerung gegeben werden soll. Mittels unterschiedlicher Methoden und dem Einsatz verschiedener Quellen wird der Versuch unternommen, ein differenziertes Bild zu zeichnen.

Als Einstieg wird eine gemeinsame Ton-Analyse skizziert. Diese Arbeitseinheit befasst sich mit der Vorgeschichte des Mauerbaus mithilfe eines Fragments aus der berühmten Verkündung Ulbrichts bei einer Pressekonferenz 1961, es existierten keine Pläne, eine Mauer zu bauen. Leider fehlt hier eine Angabe, wo man sich die Tondatei beschaffen kann, was bei der Verbreitung der Rede allerdings leicht möglich ist beispielsweise auf [YouTube](#). Gemeinsam sollen im Unterricht Inhalt der Aussage und historischer Widerspruch erörtert werden. Nach einer Spekulation darüber, wie innerhalb der DDR in der Schule die Ereignisse des Mauerbaus wohl erklärt worden wären, folgt eine Bildanalyse eines Comics aus der DDR, der für Schüler/innen eingesetzt wurde. Mit Fragen nach dem ideologischen Charakter der Comics und dem Kontext Schule wird ein direkter Bezug zu den Erfahrungen der Schüler/innen hergestellt. Diese sollen sich eine Vorstellung davon erarbeiten, wie sich das alltägliche Sicherheitsgefühl verändert haben kann, indem der Westen zum Feindbild stilisiert wurde. Der öffentliche Raum der Schule sowie der private Wohnraum wurden, so der Entwurf, zum Politikum, insofern hier andere Werte gelebt wurden

## Empfehlung Unterrichtsmaterial

oder werden sollten, als in entsprechenden westlichen Räumen. Eine Aufgabe, die womöglich innerhalb des angesetzten Zeitrahmens von einer Doppelstunde nicht aufbereitet werden kann. Es lohnt sich zu der Behandlung eines alltäglichen Wohngefühls hinter dem antifaschistischen Schutzwall eine eingehendere Arbeit und Diskussion mit den Schüler/innen.

Anhand eines Liedtextes von Wolf Biermann werden die Schüler/innen dann für mögliche widerständische Aspekte im Alltagsleben der DDR-Bevölkerung sensibilisiert. Durch die Einbindung seiner Biographie wird das besondere Schicksal des Liedermachers beleuchtet. Als Überleitung ist darauf folgend die Analyse einer Karikatur zur Meinungsfreiheit angedacht, die am Schluss des Unterrichts durch eine eindeutige Interpretation des Lebens in der DDR als ausschließlich von Unterdrückung und „Druck auf allen Ebenen“ ergänzt wird. Ein Tafelbild gibt darüber hinaus konkrete Gestaltungsmöglichkeiten für Lehrer/innen.

Der Unterrichtsvorschlag eignet sich insgesamt zur Ansicht und grundsätzlich auch zur Einbindung in den schulischen Alltag. Für eine Doppelstunde scheint die Themenvielfalt, die in den einzelnen Arbeitsschritten angesprochen wird, jedoch zu komplex. Deutungen, die in dem Entwurf getätigt werden, erscheinen zu einseitig. Die DDR einzig als Unrechtsstaat darzustellen, ohne vielfältige Handlungspotentiale in der Bevölkerung hervorzuheben, führt schnell zu einem ebenso einseitigen Verständ-

## Lernen aus der ■ Geschichte ■

Empfehlung Web

nis seitens der Schüler/innen. Gerade die Auseinandersetzung mit Alltagsgeschichte böte sich für einen multiperspektivischen Zugang an. Die Auseinandersetzung mit Wolf Biermann weist hier in eine andere Richtung, ist jedoch zu kurz geraten. Als Idee betrachtet kann anhand dieses Entwurfs mit Einbezug anderer Quellen und methodischer Vorgehensweisen das Thema Wohnen und Alltag im Kontext von Mauerbau und staatlicher Kontrolle in der DDR also durchaus in den Unterricht eingebracht werden.

Zur Einsicht der Texte auf [4teachers.de](http://4teachers.de) muss ein kostenloser Account angelegt werden. Das besprochene Material findet sich dann im Portal zum [Download](#).

---

### Alltagsgeschichte – Ein Band von Saskia Handro zu SBZ und DDR

Von Patrick Henze

In ihrem umfassenden Buch „Alltagsgeschichte – Alltag, Arbeit, Politik und Kultur in SBZ und DDR“ veranschaulicht Saskia Handro zahlreiche Aspekte des Lebens in der DDR. Anhand archivarischer Quellen, die in diesem Band teilweise erstmals veröffentlicht wurden, wird ein differenzierter Blick auf den realsozialistischen Staat geworfen, der eine sinnvolle Einbettung in den Unterricht ermöglicht.

#### Differenziert im Unterricht

Zahlreiche Auseinandersetzungen sowie gängige Ansichten zur und über die Deutsche Demokratische Republik sind auch heute noch von dem Bedürfnis getragen, eine scharfe Abgrenzung zwischen der Bundesrepublik und dem zweiten deutschen Staat herzustellen. Insbesondere indem ihr Charakter als Diktatur und zentralistischer Kontrollstaat hervorgehoben wird, entsteht zuungunsten der vielfältigen Erfahrungen und Ausformungen des Alltags in der DDR das Bild eines Staates, das häufig nahe an einen direkten und unangebrachten Vergleich mit der Zeit des Nationalsozialismus heranrückt.

In Saskia Handros Band sprechen an vielen Stellen allein die ausgewählten Quellen, teilweise das erste Mal in einem Buch veröffentlicht und für die pädagogische Arbeit aufbereitet. Untergliedert in Überschriften,

die Analysen erwarten lassen, finden sich Archivalien wie Gesetzestexte, zahlreiche Fotografien oder Auszüge aus damals staatstragenden theoretisch-politischen Texten. Damit wird Lehrer/innen eine Handlungsanleitung geboten, die gleichermaßen den Schüler/innen ermöglicht, sich ihren Zugang zur DDR-Geschichte und ihrer Alltagskultur selbstständig zu erarbeiten. Dabei ist die Stoßrichtung des Buches davon getragen, sich eine differenzierte Perspektive zu erarbeiten und diese mit möglichen Vorannahmen abzugleichen.

#### Ein Überblick

Der vorliegende Band „Alltagsgeschichte“ vermittelt mit diesem für Differenzen und Widersprüche offenen Zugang einen Überblick über die Alltagswelten in der DDR, die sich anhand von Staatsdoktrin, individuellen Erfahrungen und fotografischen Aufnahmen darstellen lässt. Mit der Gliederung in die Teilbereiche sozialer Wandel, Geschlechterverhältnisse, Kindheit und Jugend, Arbeit, Konsum, Kultur, Kirche und Umwelt wird der Versuch unternommen, sich aus unterschiedlichen Blickwinkeln der Geschichte der DDR zu nähern, ihrer multidimensional zu verstehenden Wirklichkeit ein Stück näher zu kommen.

Mit fachdidaktischen und historischen Einführungen präsentiert die Autorin die von ihr ausgewählten Aspekte, welche sich für die Einbettung in den schulischen Unterricht und die pädagogische Arbeit eignen. Diese geben einen guten Überblick, mittels der archivarischen Quellen, die den

größeren Teil des Buches ausmachen, wird dieser vertieft. Die Zusammenstellung bietet eine Alternative zur üblichen theoretisch-analytischer Fachdidaktik und lässt dem/der Leser/in Freiraum in ihrem jeweiligen Zugang zum Thema.

### Im Unterricht

Der analytische Teil des Buches „Alltagsgeschichte“ eignet sich insbesondere für Lehrer/innen, die sich das Thema DDR und ihre Alltagskultur für den Unterricht vornehmen möchten. Darüber hinaus können die aufbereiteten Quellen hervorragend und direkt in die Arbeit mit Schüler/innen integriert werden. In ihrer Vielfalt lassen sie unterschiedlichste methodische Einbettungen zu, bei welchen den Jugendlichen durch den alltagsweltlichen Bezug zahlreicher Quellen und durch die textlastigeren Quellen ein differenzierter Zugang zur DDR ermöglicht wird.

„Alltagsgeschichte“ wird in der Reihe „Fundus – Quellen für den Geschichtsunterricht“ veröffentlicht, in der zahlreiche weitere Aufbereitungen von Quellen für die Sekundarstufen I und II erhältlich sind.

In unserem Magazin findet sich außerdem ein Artikel von Saskia Handro zur Alltagsgeschichte der DDR.

### Literatur:

Handro, Saskia: Alltagsgeschichte. Alltag, Arbeit, Politik und Kultur in SBZ und DDR. Schwalbach 2006. Wochenschauverlag, 19,80 €. ISBN: 978-3-89974102-5

---

## Wohnen für alle – Eine Kulturgeschichte des Plattenbaus

Von Anne Lepper

Es ist eine Einladung, das Thema aus einer neuen und ungewohnten Perspektive zu betrachten: Mit dem Buch „Wohnen für alle – Eine Kulturgeschichte des Plattenbaus“ wagt Robert Liebscher einen Blick auf die Welt der „Platte“, der sich der gängigen DDR-zentristischen Darstellung entzieht und die Betonbauten in einen weiter gefassten – historischen und geographischen – Kontext setzt.

### Eine globale Geschichte der „Platte“

Die Geschichte der „Platte“ beginnt hier daher nicht erst mit der Gründung der Deutschen Demokratischen Republik, sondern bereits im 12. Jahrhundert, als in Japan zerlegbare Holzhäuser eine praktische Unterkunft für Wanderer boten. Liebscher stellt die „Platte“, wie Jugendliche sie heute von alten DDR-Postkarten und aus einigen Ostdeutschen Vorstädten kennen, in eine Tradition mit vormontierten und wieder zerlegbaren Bauten in aller Welt, die im Laufe der Jahrhunderte von architektonischem Pioniergeist und sozialem Denken einerseits, aber auch von ökonomischen Interessen andererseits zeugten. Epochale Entwicklungen werden dabei in einen politischen und sozialen Kontext gesetzt, der durch historische Prozesse wie Kolonialisierung und Industrialisierung geprägt und von den daraus resultierenden Umständen wie Wohnung-

# Lernen aus der ■ Geschichte ■

## Empfehlung Fachbuch

sknappheit und kriegswirtschaftlichen Maßnahmen geleitet wurde.

### Die Frage nach dem richtigen Baustoff

Neben einer historischen Darstellung der Entwicklung einer modernen Modulbauweise unter Berücksichtigung politischer und sozialer Aspekte, widmet sich Liebscher außerdem der Auseinandersetzung mit dem „richtigen“ Baustoff. Er beschreibt einen regelrechten Wettkampf zwischen Beton- und Stahlbauweise, der von Rüstungsproduktion und Marktsituation auf der einen, und dem ästhetischen Empfinden der jeweiligen Epoche auf der anderen Seite beeinflusst war.

### Bauen während und zwischen den Weltkriegen

Nachdem im Anschluss an den Ersten Weltkrieg ein allgemeiner Stahlmangel den Rohstoff immer kostbarer werden ließ, eroberte nach und nach die billigere Betonbauweise den europäischen Markt – während beispielsweise in den USA Stahl weiterhin das Bauwesen dominierte. In der Zwischenkriegszeit gewann in Deutschland und in anderen europäischen Ländern auch der soziale Wohnungsbau an Bedeutung, durch neu gebaute „Mietskasernen“ sollte das weit verbreitete Problem der Wohnungsknappheit gelöst und eine Funktionalisierung und Hygienisierung des Wohnens eingeleitet werden. Liebscher begibt sich in seiner Darstellung der 1920er Jahre auf einen Streifzug durch die Projekte und Persönlichkeiten des „Neuen Bauens“.

Neben den Größen Walter Gropius und Le Corbusier finden auch Mies van der Rohe, Ernst May und andere Architekten des „Bauhaus“ Erwähnung. Die darauf folgende Zeit des Nationalsozialismus wird hingegen nur gestreift. Während gigantomane Wohnungsbauprojekte das ideologische Konzept des „Lebensraumes im Osten“ begleiteten, gelangten viele der Konzepte im Endeffekt nicht vom Reiskbrett zur tatsächlichen Umsetzung.

### Die „Platte“ im Nachkriegsdeutschland

Den Folgen der Zerstörung versuchte man nach 1945 schließlich durch den Bau von Großsiedlungen in Plattenbauweise zu begegnen. Nicht nur in den durch die Sowjetunion beherrschten Teilen Europas, sondern auch in westlichen Ländern wie Frankreich, Großbritannien und den Niederlanden entstanden so Trabantenstädte rund um die alten Stadtkerne der Großstädte. In Deutschland führte der aufkeimende „Kalte Krieg“ spätestens ab 1948 zu einer separierten Wohnungspolitik in Ost und West. In der DDR kam dem Plattenbaukonzept eine grundlegende Bedeutung zu: „Die ‚Industrialisierung des Bauens‘ im Plattenbau wurde als eine der entscheidenden Etappen in der Entwicklung hin zum Sozialismus stilisiert“ (S.64) Welche Institutionen und Funktionsträger sich diesem Ansinnen im Laufe der Jahrzehnte widmeten, wird von Liebscher in dem umfangreichsten Teil des Bandes nachgezeichnet. Dabei geht er sowohl auf die spezifischen Eigenheiten der „Platte“, als auch auf statistische Dimensionen und



# Lernen aus der ■ Geschichte ■

## Empfehlung Fachbuch

wirtschaftliche Aspekte des realsozialistischen Bauens ein. Das Kapitel „Alltag in der Platte“ widmet sich schließlich dem alltäglichen Lebens- und Erfahrungshorizont der Plattenbaubewohner/innen. Liebscher ist hierbei in zweierlei Hinsicht Experte – der Historiker ist selbst in einer „Platte“ aufgewachsen.

### Link zu Heute

Am Ende des Bandes lässt der Autor seinen Blick schließlich über die von Leerstand und Zerfall geprägten Plattenbausiedlungen der Wendezeit schweifen. Angenehm reflektiert berichtet er von Demontagen, Modernisierungen und „Recyclingprojekte“ – und verzichtet dabei auf sentimentale oder verteufelnde Zuschreibungen. Seine Überlegungen enden schließlich mit der Frage, „welche Rolle der Plattenbau im 21. Jahrhundert angesichts der wachsenden Weltbevölkerung spielen [wird]“. (S.134)

### Implementierung in den Unterricht

Liebschers Streifzug durch die Geschichte des modularen Wohnungsbaus bietet eine hervorragende Möglichkeit, Schüler/innen in Eigenarbeit mit dem Thema „Wohnen“ vertraut zu machen. Eine einfache und unakademische Sprache ermöglicht den selbstständigen Zugang zur Publikation. Auch Format und Design entsprechen dem ästhetischen Empfinden heutiger Jugendlicher, zahlreiche Abbildungen runden die jeweiligen Kapitel ab. Aufgrund der Themenfülle und des geringen Umfangs der Publikation, werden viele der Themen und behandelten Epochen nur gestreift,

dennoch bietet sich dem/der Leser/in ein außergewöhnlich vielseitiges Bild von der Welt der „Platte“.

### Literatur:

Robert Liebscher: Wohnen für alle. Eine Kulturgeschichte des Plattenbaus. Vergangenheitsverlag, Berlin, 2009. 175 Seiten. 12,90 Euro. Leben in der Platte – Ein Bildband

---

### Leben in der Platte – Ein Bildband

Von Anne Lepper

Fernheizung, Einbauküche, Bad! Das Leben in der „Platte“ war nicht wirklich individualistisch, dafür hielten die neu gebauten Wohnsiedlungen jedoch ungewohnte Annehmlichkeiten für ihre Bewohner/innen bereit. So entwickelte sich die „Platte“ in der DDR schnell zu einer beliebten und allgegenwärtigen Wohnstätte. Der Bildband „Leben in der Platte“ illustriert anhand einer Vielzahl von Bildern aus den verschiedenen Jahrzehnten schlaglichtartig den Auf- und Niedergang der ostdeutschen „Betonwüsten“.

#### Hausgemeinschaft und Industrieromantik

Die ersten Seiten des Bandes sind geprägt vom Aufschwung. Tausende von Wohneinheiten entstanden in den neu gegründeten Bindestrich-Siedlungen der jungen Deutschen Demokratischen Republik wie Berlin-Marzahn, Halle-Neustadt, Leipzig-Grünau, Dresden-Gorbitz, und Montagebrigaden oder VMI-Einsätze („Volkswirtschaftliche Masseninitiative“) ermöglichten jedem/r Einzelnen, seinen/ihren persönlichen Teil zur Lösung der Wohnungsfrage beizutragen.

In den 1960er und 1970er Jahre zeigt sich dem/der Betrachter/in ein weitgehend harmonisches Betonidyll: Kinder planschen in Wasserbecken zwischen zwei zehnstöckigen Gebäuden, vor der Kaufhalle drängen sich Kinderwagen mit unbeaufsichtig-

ten Säuglingen und im Vorgarten warten Flaschen voller Schaumwein auf die Verleihung der „Goldenen Hausnummer“. Doch zwischen dieser vermeintlichen Harmoniefindenschauchbilder, in den die Idylle bröckelt. Kinder spielen in kraterartigen Bauhinterlassenschaften mit Puppen, ein Mann bahnt sich auf dünnen Holzpanelen seinen Weg durch eine gigantische Pfütze, die sich auf der unge-teerten Straße gebildet hat. Die Folgen des schnellen Wachstums lassen sich an manchen Stellen nur notdürftig bereinigen. Es wirkt auf manchen Bildern, als sei die ganze DDR eine einzige, riesenhafte Baustelle, bei der dem Bauherrn zwischenzeitlich das Geld ausgegangen ist. Dabei geben sich die Menschen alle Mühe. Bemalte Hauseingänge, selbst organisierte Wohngebietsfeste und kollektive Recycling-Sammlungen zeugen von einem unbändigen Willen, die Gemeinschaft zu stärken und sich unter den gegebenen Umständen möglichst angenehm einzurichten.

#### Wendezeiten

Das Bild ändert sich 1989 schlagartig. Leerstand und Zerfall machen Sprengungen und Demontagen in enormem Ausmaß notwendig. So sieht man beispielsweise ein Erfurter Hochhaus in einer riesigen Staubwolke zusammensacken oder einen Kran, der eine Dresdner „Platte“ in seine Einzelteile zerlegt als handle es sich dabei um einen Turm aus Schuhkartons. Doch einige der Abbildungen zeugen auch von einem wieder erwachenden Interesse an den grauen Bauten. Modernisierte Häuser,

# Lernen aus der ■ Geschichte ■

## Empfehlung Fachdidaktik

bunte Auftragsgraffitis und eine Pension im elften Stock eines Plattenbaus zeigen, dass die „Platte“ auch im vereinten Deutschland eine – wenn auch bescheidenere – Zukunft hat.

### Fazit

Der Bildband vermittelt einen vielseitigen und anschaulichen Eindruck vom Leben in der „Platte“. Gerade heutige Jugendliche – weit nach 1989 geboren – bekommen so eine eindrucksvolle Vorstellung von der Lebensrealität, in der sich DDR-Bürger/innen im Laufe der Jahrzehnte bewegten.

### Literatur:

Leben in der Platte. Fernheizung, Einbauküche, Bad!  
Bucher Verlag, München, 2013. 240 Seiten, 19,99  
Euro.

---

# Lernen aus der ■ Geschichte ■

## Wie wohnt es sich im Sozialismus?

### Ein Besuch in der Hellersdorfer Museumswohnung

Zugegeben: Aus der Perspektive durchschnittlicher Berlin-Tourist/innen befindet sich die Hellersdorfer Straße 179 im wahrsten Sinne des Wortes jottwede, also „janz weit draußen“. Doch die Reise in Richtung Osten ermöglicht einen Einblick der ganz besonderen Art: Auf 61 Quadratmetern können Besucher/innen realsozialistische Wohnwelten erkunden und sich zwischen Plastik, orange-braunen Mustertapeten und gediegenen Polstermöbeln fühlen wie einst in der DDR.

### Die DDR auf 61 Quadratmetern

Seit 2004 unterhält die Wohnungsbaugesellschaft Stadt und Land in einem Plattenbau in Hellersdorf, der 1986 vom VEB Wohnungsbaukombinat Cottbus gebaut wurde, eine Museumswohnung. Die Einrichtung der Wohnung – vom Eierbecher bis zur Gardine allesamt Originale – haben Mitarbeiter/innen der WoGeHe mit viel Liebe zum Detail zusammengetragen. Selbst bei den Steckdosen, Lichtschaltern und Türgriffen handelt es sich um DDR-Ware.

### Drei Zimmer, Küche, Bad

Die Montage und Ausbau einer solchen Wohnung dauerte in den 1980er Jahren nur ca. 18 Stunden. Durch diese rasante Vorgehensweise – in Plattenbauweise, System Wohnungsbauserie (WBS)70 – konnten innerhalb von zehn Jahren in Hellersdorf

## Vorstellung Bildungsträger/Lernorte

etwa 42.000 Wohnungen fertig gestellt werden. Fast die Hälfte dieser Wohnungen entsprach in Größe und Schnitt dem Muster der Museumswohnung, deren Auslegung als Idealtyp eines Familienheims galt. Drei Zimmer, Küche, Bad, in einer solchen Wohnung fand eine Familie mit zwei Kindern Platz und neuartigen Luxus – die Platten waren standardmäßig mit fließendem Wasser und Fernheizung ausgestattet. Und auch die Miete war akzeptabel. Für die Wohnung in der Hellersdorfer Straße / Parterre rechts zahlte eine Familie Ende der 1980er Jahre 109 Mark, alles inklusive.

### Besuch der Museumswohnung

Seit der Eröffnung 2004 haben bereits etwa 1.500 Besucher/innen die Museumswohnung besichtigt. Der Anteil westdeutscher Interessierter lag bei etwa 35 Prozent, der der Ostdeutschen bei ca. 60 Prozent. Die Wohnung kann sonntags von 14 bis 16 Uhr oder nach telefonischer Absprache besichtigt werden. Der Eintritt ist kostenlos. Unter der Telefonnummer 0151/16 11 44 47 können Führungen vereinbart werden.

### Adresse:

Hellersdorfer Straße 179

12627 Berlin

### Anfahrt:

U-Bahn: Cottbusser Platz (U5)

Bus: Spremberger Str. (195/197)

# Lernen aus der ■ Geschichte ■

## DDR-Wohnkultur erleben in der Geschichtswerkstatt Gera-Lusan

Immer Dienstags, Mittwochs und Donnerstags öffnet ein lebendiges und sich ständigimProzessbefindendesMuseumseine Pforten: Die Geschichtswerkstatt Gera-Lusan. Sie ist als Ort der Begegnung und der Geschichte gedacht, ein Lernort zur Geschichte des Stadtteils Gera-Lusan.

In der Geschichtswerkstatt befindet sich eine detailreich ausgestattete Musterwohnung aus DDR-Zeiten. Sie lebt insbesondere von Spenden ehemaliger DDR-Bewohner/innen der Stadt. Mit ihrer liebevollen Einrichtung erlaubt sie einen niedrighschweligen Einblick in einen wichtigen Aspekt der Geschichte des realsozialistischen Staats. Insbesondere in das Moment des standardisierten Wohnens und des gleichzeitigen individuellen Spielraums, mit dem die Bürger/innen ihre Lebensräume ausstatteten, kann hier eingetaucht werden. Zahlreiche Fotografien, Möbel, Haushaltsgeräte und Accessoires geben den Besucher/innen einen Einblick.

Um damit nicht in die mittlerweile bekannte, teils zum Modewort gewordene „Ostalgie“ zu verfallen, ist zentraler Bestandteil der Geschichtswerkstatt der Aspekt der Begegnung. Anstelle von einer normativen Geschichtsschreibung durch die ausschließliche Aufschlüsselung von Zahlen und harten Fakten stehen hier die Erfahrungen von Zeitzeug/innen im Vordergrund, die regelmäßig zu Gesprächsabenden

## Vorstellung Bildungsträger/Lernorte

geladen werden. Hierbei handelt es sich um Lesungen, Erzählcafés – sogenannte Plauderstündchen – genauso wie humoristische Inputs als Abendprogramm.

Aktuelle Termine finden sich Online und können bei den Ansprechpartnerinnen telefonisch sowie per E-Mail angefragt werden.

Die Geschichtswerkstatt Gera-Lusan hat ihren Sitz in der Kastanienstraße 7 in Gera und öffnet jeweils Dienstags, Mittwochs und Donnerstags von 14 bis 17 Uhr sowie nach Absprache auch an Sonn- und Feiertagen.

### Ansprechpartnerinnen:

Stephanie Gläser

Tel: 0177 748 47 10

E-mail: [glaeser94@freenet.de](mailto:glaeser94@freenet.de)

Kerstin Hinrichs

Tel: 0365 73 89 -120

E-mail: [kerstin.hinrichs@tag-immo.de](mailto:kerstin.hinrichs@tag-immo.de)

---

### Ein Zugang zu den Berliner Betonzeugnissen – das Plattenbau-Quartett

Während ostdeutsche Jugendliche den Anblick heute noch vertraut finden werden, ist die typische „Ostplatte“ für westdeutsche Jugendliche bereits eine Reliquie aus einer längst vergangenen Zeit. Wohnen in der DDR – das verbinden die in den 1990er Jahren geborenen Jugendlichen höchstens noch mit Bildern aus dem Film „Good Bye Lenin“. Umso schwerer wird es für Multiplikator/innen, das Thema auf den buchstäblichen (Nieren-)Tisch zu bringen. Realsozialistische Wohnungsbauprojekte, fließend Wasser und Fernheizung, die „goldene Hausnummer“ für den besonders schönen Vorgarten – das alles scheint für heutige Jugendliche nur mäßig interessant.

Eine Möglichkeit, den Einstieg in das Thema auf interaktive und kurzweilige Weise zu ermöglichen, bietet das Quartettspiel „Plattenbauten. Berliner Betonzeugnisse.“ Anhand von Fotos und vielseitigen Kenndaten können Jugendliche einen Einblick in ästhetisches Konzept, Bauweise, Realisierung und Ausstattung der Berliner Plattenbauten bekommen. Auf spielerischem Weg bekommen die Schüler/innen so einen ersten Einblick in die Welt aus Beton und Plastik.

Neben einer Implementierung in den Unterricht bietet das Quartettspiel außerdem die Möglichkeit, Jugendliche zum forschenden Lernen anzuregen. Da die Kärtchen

allesamt mit Adressen versehen sind, können sie sich selbst auf die Spuren der Häuser begeben und bei einer Tour durch die Stadt selbst herausfinden, was von dem baulichen Erbe der DDR erhalten geblieben ist.

Das Quartettspiel des Berliner Architekten Cornelius Mangold kann unter anderem über [dom-publishers.de](http://dom-publishers.de) für 9,95 Euro bestellt werden.

---

## Reflexion üben – Sammelband zum Unterrichtsthema Staat und Gewalt

Von Patrick Henze

In ihrem Sammelband „Unterrichtsthema Staat und Gewalt. Kategoriale Zugänge und historische Beispiele“ veranschaulichen die Herausgeber Siegfried Frech und Frank Meier vielfältige Möglichkeiten, die Zusammenhänge und historischen Bewandnisse von Nationalstaaten und Gewaltanwendung in den schulischen Unterricht und die pädagogische Arbeit zu integrieren. Dabei überschneiden sich in den gesammelten Beiträgen Historiographie und didaktische Herangehensweisen, wodurch der Band auch jenseits der pädagogischen Arbeit von Interesse ist.

Die Herausgeber sehen ihren Band durchaus einem politischen Auftrag verpflichtet. Als bildungspolitisches Ziel formulieren Frech und Meier, Jugendlichen die Möglichkeit zu bieten, sich in Reflexion zum Thema Gewalt (und Staat) zu üben. Dabei soll keine moralische Wertung suggestiv dargeboten, sondern ein offener Zugang, der eigene Gedankenexperimente und Überlegungen zulässt, geschaffen werden.

Zunächst bereiten die beiden Herausgeber dafür den Begriff der Gewalt in Zusammenhang mit Staat auf. Dabei spielen insbesondere staatsphilosophische Fragestellungen eine Rolle. Philosophiegeschichtlich wird in Kürze abgehandelt, inwiefern zur Zivilisierung der Gesellschaft die

Monopolisierung von Gewalt, die Gewaltenteilung und nicht zuletzt eine allgemeine Ausdifferenzierung des Gewaltbegriffs selbst beitragen. Damit entstehen eigentlich Fragen, die den Staat und Staatsgewalt in Frage stellen – auch in einer parlamentarischen Demokratie wie in der Bundesrepublik. Die kritische Analyse, die hier durchaus versucht wird, verweilt an diesem Punkt jedoch in einer gewissen Unschärfe und widerspricht dem Ansatz, einen offenen Zugang zu ermöglichen. Nach einem Verweis auf den Nationalsozialismus und dessen Aufarbeitung wird Adornos Kritische Theorie in zwei kurzen Sätzen abgehandelt und als ideologisch verbrämte, damit unbrauchbare Herangehensweise beschrieben. Eine Gleichsetzung des Umgangs mit der NS-Vergangenheit in der DDR, welcher als Bodensatz der Entstehung einer rechtsradikaler Jugendbewegung in Ostdeutschland nach der Wende skizziert wird, mit allen dezidiert antifaschistischen Auseinandersetzungen wirkt wenig fundiert und damit selbst einem ideologischen verschrieben.

Nichtsdestotrotz erscheint ihr Verständnis von Gewalt als differenziert und analytisch an vielen Stellen wohl durchdrungen. Damit eröffnen sich für Lehrer/innen und Pädagog/innen in anderen Bereichen vielfältige Ebenen für den Unterricht: Gewalt hat unendlich viele Facetten, ist in jeder historischen Epoche – inklusive der heutigen – ein zentraler Bestandteil menschlichen Zusammenseins. Es bietet sich dementsprechend etwa an, über eine allgemeine Diskussion und selbstständige Erschließung der se-

historischen Diversität von „Gewalt“ historische Zugänge zu Staat und Gewalt zu versuchen. Darauf aufbauend können historische Epochen, einzelne geschichtliche Fragmente, in welchen Gewalt eine zentrale Rolle spielte, betrachtet werden. Nach Frech und Meier wird dies insbesondere an dem Punkt interessant und in besonders geeigneter Weise für Schüler/innen vermittelbar, sobald den aktuellen gesellschaftlichen Verhältnissen oder aktuelleren zeitgeschichtlichen Ereignissen „der Spiegel vorgehalten“ wird. Damit soll für Jugendliche das teils schwer nachvollziehbare Thema Gewalt und Staat in der Geschichte näher gebracht werden: Vergangene Gräueltaten werden damit in den Bereich des menschlich auch heute noch potentiell möglichen gerückt, womit eine Reflexion im Jetzt gefordert wird.

Die herausgegebenen Beiträge in dem Sammelband sind in fünf Bereiche eingeteilt. Erstens finden sich drei Texte zur Thematisierung von Gewalt innerhalb der historischen Forschung und in der Geschichtsdidaktik sowie der praktischen Umsetzung im schulischen Unterricht von Karl Metz, Frank Meier und Elfriede Windischbauer. Darauf aufbauend werden fünf Zugänge ermittelt; Zugänge für den/die geneigte/n Geschichtswissenschaftler/in ebenso wie für Lehrer/innen. Eine erste Ebene bildet „Ausnahmerecht und Opfer staatlicher Gewalt“. Elisabeth Erdmann führt mit einem fachdidaktischen und praxis-orientierten Zugriff für den Schulunterricht ein, Franka Rößner bietet einen

Einblick in Gedenkstätten als Lernorte und mit Wigbert Benz findet sich ein im klassischeren Sinne historischer Text in diesem Themenfeld. Für den zweiten Zugang „Gewalt und soziale Utopien“ erörtert der Herausgeber Frech selbst die Konzeptualisierung eines idealen Gemeinwesens bei Thomas Morus. Gerhard Fritz leitet im dritten Zugang zu „Gewalt und Rechtsprechung“ zu pragmatischeren, juristischen Fragestellungen aus einer geschichtswissenschaftlichen Perspektive hin. Die folgenden zwei Zugänge beleuchten die Kehrseite von staatlicher Gewalt, die soziale Kämpfe und Bewegungen bedeuten kann. Über „Staatliche Gewalt und nationale Befreiung“ schreibt Dieter Brötzel anhand eines Bewegungsvergleichs zwischen Mahatma Ghandi und Ho Chi Minh. Zur Frage nach „Widerstand und Verweigerung im totalitären Staat“ arbeiten schließlich Gerd Willers, Frank Meier und Werner Bundschuh.

Der Sammelband „Unterrichtsthema Staat und Gewalt“ eignet sich für Lehrkräfte und Pädagog/innen zur Einarbeitung in die Thematik. Insbesondere die Überschneidung historischer und geschichtsdidaktischer Artikel ist eine Qualität des Buches, da hiermit ein direkter Bezug zur jeweiligen Berufspraxis ebenso hergestellt werden kann, wie sich die Analysen auch als Fachartikel für interessierte Historiker/innen eignen. Kleinere analytische Verkürzungen in der Einführung können die vielfältigen Artikel angemessen ausgleichen.



## Literatur:

Frech, Siegfried/Meier, Frank: Unterrichtsthema  
Staat und Gewalt. Kategoriale Zugänge und histo-  
rische Beispiele. Wochenschau Verlag. Schwalbach  
2012. 19,80 €.

---

Unser nächstes Magazin erscheint am 22.01.2014 und trägt den Titel „Italien und der Zweite Weltkrieg“.

## I M P R E S S U M

Agentur für Bildung - Geschichte, Politik und Medien e.V.

Bülowstr. 90

10783 Berlin

<http://www.lernen-aus-der-geschichte.de>

<http://www.agentur-bildung.de>

Projektkoordination: Ingolf Seidel

Webredaktion: Ingolf Seidel, Anne Lepper und Patrick Henze

Die vorliegende Ausgabe unseres Magazins wird durch die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur gefördert.

Die Beiträge dieses Magazins können für nichtkommerzielle Bildungszwecke unter Nennung der Autorin/des Autors und der Textquelle genutzt werden.